

**A**ls die Großeltern von Nir Ivenizki erfuhren, dass ihr Enkel ausgerechnet nach Deutschland auswandern wollte, sei ihnen die Kinnlade heruntergeklappt. „Machst du Witze? fragte meine Oma“, erzählt Ivenizki, 24. Deutschland war für seine Großeltern das Land der Täter. Mittlerweile wohnt der Israeli schon seit zwei Jahren in Berlin und hat mit seinem Freund Doron Eisenberg ein Café mit integriertem Plattenladen eröffnet. Das erste hebräische Café in Neukölln. Ivenizki fühlt sich hier pudelwohl. Seine Oma ist verstorben. „Aber ich höre noch ihre Stimme im Ohr, die ‚Komm zurück!‘ flüstert“, sagt Ivenizki und lacht.

VON FREIA PETERS

Für ihn ist Berlin vor allem die Stadt, in der man als zeitgenössischer Künstler leben muss. „Jeder in Israel erzählt dir, Berlin ist die offenste, toleranteste und coolste Stadt der Welt. Hier kannst du machen, was du willst, hier kannst du sein, wer du willst, alle akzeptieren dich.“ Rund 20.000 Israelis leben in Berlin. Es gibt den deutsch-hebräischen Radiosender „Kol Berlin“ und das Magazin „Spitz“, die erste hebräische Publikation in Deutschland seit den 1930er-Jahren. Offenbar stellen sich mehr Israelis denn je die Frage, ob sie sich in ihrer Heimat noch zuhause fühlen. 2016 lebten 280.000 Israelis im Ausland, rund 75 Prozent in den USA und in Kanada, die restlichen 25 Prozent in Europa.

In Israel gibt es astronomisch hohe Mieten und politische Resignation. „Deutschland scheint für mich heute die letzte Bastion der Liberalität“, sagt Ivenizki. Israelis seien nach humanistischen Werten auf der Suche. Doch Deutschland verspricht Dinge, die es nicht immer halten kann. Auch hier gibt es Rassismus. Ende März attackierten zwei muslimische Schüler einen 14-jäh-



Wer hätte gedacht, dass sie mal in Berlin landen? Doron Eisenberg, Tal Alon, Nir Ivenizki und Yaron Valler aus Israel

## Ausgerechnet Deutschland

...und ausgerechnet Berlin. Unter jungen Israelis gibt es kaum einen Ort, der beliebter ist. Doch er hält nicht immer, was er verspricht

rigen jüdischen Jungen einer Gemeinschaftsschule im Berliner Stadtteil Friedenau. Andere Klassenkameraden standen um ihn herum und lachten. Die Eltern des betroffenen Jungen warfen der Schulleitung vor, zu spät auf vorangegangene Beleidigungen und Angriffe seitens türkisch- und arabischstämmi-

ger Schüler reagiert zu haben. Mittlerweile hat ihr Sohn die Schule verlassen und besucht eine Privatschule. Solche Vorfälle gibt es häufiger. An einem Gymnasium in Wilmersdorf musste eine Schülerin nach monatelangen antisemitischen Anfeindungen stationär psychologisch behandelt werden. Auch hier

gab es vonseiten der Schule wenig Verständnis. Ihre Zeugnisse wurden der Schülerin nicht ausgehändigt, da sie dem Unterricht wegen des Mobbing oft ferngeblieben war. Nicht zuletzt wegen Vorfällen wie diesen gibt es wieder Wartelisten auf den jüdischen Schulen. Auch Tal Alon, Chefredakteurin des Ma-

gazins „Spitz“, schickt ihren Sohn auf das jüdische Gymnasium in Berlin Mitte – obwohl er zuvor auf einer städtischen Kreuzberger Grundschule gut integriert gewesen sei. Etwa die Hälfte der Schüler waren Muslime. „Das wäre in Israel natürlich undenkbar“, sagt Alon. Mit ihrem Ehemann, einem Maler, und den beiden Söhnen wohnt sie nun seit fünf Jahren in Kreuzberg. Ihre Kinder, neun und 13 Jahre alt, sprechen fließend deutsch. „Ich habe mich gefragt, was die israelische Identität meiner Kinder ausmacht, wenn sie nicht mehr hebräisch sprechen“, sagt Alon. Also entschied sie sich für die jüdische Oberschule.

Viele der Zuwanderer aus Israel wissen nicht genau, worin ihre jüdische Identität eigentlich besteht. Sie sind zwischen 30 und 45, kreativ, säkular, politisch links, digital vernetzt und gebildet. Erst das Auswandern in ein anderes Land, vor allem wenn es Deutschland ist, macht eine Definition notwendig und einen Anker. Esther Tchlakichvili, 22, studiert an der Humboldt-Universität Pädagogik. Ihre Familie stammt aus der ehemaligen Sowjetunion.

„In meinem Alter fragt man sich ja öfter mal, wer man eigentlich ist“, sagt Tchlakichvili. Für das Bildungsprogramm des Janusz-Korczak-Hauses, in dem die russischsprachige jüdische Community organisiert ist, leitet sie das Projekt „Jewish Spaces“. „Ich habe mich gefragt, an welchen Orten wir eigentlich unser Jüdischsein ausleben können“, sagt Tchlakichvili.

Für sie selbst ist das der arabische Wochenmarkt in Schöneberg. „Er ist ein kleines Stück Jerusalem in Berlin.“ Eigentlich käme Tchlakichvili nicht auf die Idee, ihre jüdische Identität zu verheimlichen, aber eine kleine Hemmschwelle gibt es doch. Einen Davidstern an der Kette tragen? „Da würde meine Mutter sofort sagen, Kind, das kannst du nicht machen! Aber eigentlich ist diese Geheimhaltung eher eingeredet.“

Ivenizki, Alon und Tchlakichvili kennen keine Diskriminierungen. Sie gehören zur Mehrheit der nicht-religiösen Juden in Deutschland. Rabbi Daniel Alter hingegen schätzt die Gefahr des Antisemitismus als steigend ein. Er selbst trage über der Kippa ein Baseballkappe. „In Stadtteilen wie Wedding, Neukölln oder in Duisburg Marxloh halte ich es für keine gute Idee, sich als Jude zu erkennen zu geben.“ Alter hat ein Projekt ins Leben gerufen, um Antisemitismus entgegenzuwirken. Gemeinsam mit einem Imam besucht er Schulen, an denen es Probleme gibt – natürlich nur jene, die ihn einladen. „Es gibt Schüler, die am Tag meines Besuches vom Unterricht abgemeldet werden. Die Eltern wollen nicht, dass ein Rabbi mit ihnen spricht.“ Seit 2015 erfasst die Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus antisemitische Vorfälle in Berlin. Über eine Internetseite können Betroffene Fälle anonym melden. 2016 zählte der Leiter Benjamin Steinitz 470 Vorfälle in Berlin. „Es gibt viele Anzeichen dafür, dass nur ein kleiner Teil der antisemitischen Vorfälle angezeigt wird“, sagt Steinitz. Viele Betroffene hätten ein Problem mit der Opferrolle. „Wir kennen einige Fälle, in denen eine Täter-Opfer-Umkehr stattfand“, sagt Steinitz. „Wie bei der Familie in Friedenau. Da mussten die Eltern sich plötzlich rechtfertigen, warum sie das Mobbing ihres Sohnes öffentlich gemacht haben.“

Das Gordon Café von Nir Ivenizki, der Kreuzberger Schulbesuch der Alon-Kinder sind hoffnungsvolle Zeichen, dass wieder ein normales jüdisches Leben in Deutschland beginnt. Aber auch Ivenizki und Talon sind sich nicht sicher, in welchem Land sie in zehn Jahren leben werden. „Das hängt sehr davon ab, was in Israel passiert“, sagt die Journalistin Tal Alon. „Im Moment habe ich wenig Hoffnung, dass das Heimatland meinen Söhnen eine gute Zukunft bieten kann.“